

Unverkäufliche Leseprobe des Scherz Verlages

Steffen Möller

Vita Classica

Bekenntnisse eines Andershörenden



Preis € (D) 14,95 € (A) 15,40 SFR 26,90 (UVP)

480 Seiten, Klappenbr

ISBN 978-3-502-15168-5

Scherz Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

x Nights in White Satin

Und damit zum überragenden Verdienst Dieter Burgmüllers, seiner bleibenden Bedeutung für meine Vita Classica.

Gleich zu Beginn des zehnten Schuljahres trat er vor seine verbleibenden sechzehn Musikschüler – vier waren bereits zur »Kunst« entlaufen – und fragte: »Wer möchte auf Anhieb der beste Kontrabassist der Schule werden?« Wir lachten. Die Pointe bestand nämlich darin: Es gab keinen anderen mehr. Der langjährige Bassist des Schulorchesters, eine Zweimeter-Bohnenstange, hatte Abitur gemacht und den Schulbass verwaist hinterlassen. Keiner meldete sich, auch ich nicht – doch wurde ich auf wochenlangen Schulhofgängen von Uwe dazu überredet, zumindest einen Versuch zu wagen. Er, der sich still und heimlich zum glänzenden Cellisten gemausert hatte, versprach mir, dass er mich zur Belohnung später in das elitäre Jugendorchester der Bergischen Musikschule schmuggeln wollte, wo er seit neuestem Mitglied war. Als dann noch hinzukam, dass nur der Kontrabass mir im Kampf gegen Frau Hendrichs das dringend benötigte Abbruch-Alibi verschaffen konnte, meldete ich mich tatsächlich bei Burgmüller und bekam von ihm den riesigen, rötlich-braunen Bass anvertraut.

Es war von Seiten Burgmüllers eine Verzweiflungsrekrutierung und von mir, der ich weder zum Klavierspielen noch

zum Schulchor taugte, ein allerletzter Versuch mit der aktiven Musik. Fast drei Jahre lang nahm ich nun Unterricht beim zweiten Solobassisten des städtischen Sinfonieorchesters, Joachim Eckert, einem Oberschlesier aus Gleiwitz, und zwar seltsamerweise wieder donnerstags.

Das Instrument erwies sich als Selbstläufer. Erstens war es kinderleicht zu erlernen, mit atemberaubenden Fortschritten schon innerhalb der ersten Wochen; zweitens erwies sich Lehrer Eckert als begnadeter Pädagoge, der mir ein Vergnügen verschaffte, das mir bis dahin völlig unbekannt war: er lobte mich und prophezeite mir sogar eine Zukunft als Profimusiker. Ich glaubte ihm und schrammelte in meinem heimischen Kämmerlein bis in die Nachtstunden, nicht zur Freude meiner Theologen-Nachbarn, die dem Hebräisch- oder Griechischstudium oblagen. Der Kontrabass ist nun einmal, wie schon Patrick Süskind in seinem gleichnamigen Theaterstück herausgearbeitet hat, kein nachbarfreundliches Instrument. Noch heute, nach fünfundzwanzig Jahren, begegne ich auf Hochzeiten in der Schweiz oder bei Urlaube in Usbekistan evangelischen Pfarrern, die Studenten an der Kirchlichen Hochschule waren und sich beim Namen »Möller« an der Stirn kratzen: »Warst du der Sohn, der Kontrabass gespielt hat?« – »Nein, der Torschützenkönig«, sage ich dann voller Entrüstung.

Nach nicht einmal einem halben Jahr hatte ich ein riesiges Erfolgserlebnis: Ich wurde von Dieter Burgmüller ins Schulorchester eingeladen. Dort stand ich wie ein Neureicher neben armen Geigern, die sich erst einmal durch zehnjährigen Geigenunterricht hatten quälen müssen, ehe sie gnädigerweise am letzten Pult Platz nehmen durften. Welches Renommee genoss dagegen ich, der beste Kontrabassist der gesamten Schule! Schlimme Intonationsfehler

überhörte Dirigent Burgmüller geflissentlich, und wenn ich wie ein Holzhacker in eine Generalpause hineinschrammelte, lachte das gesamte Orchester voller Sympathie.

Einmal im vormittäglichen Musikunterricht, als wieder viel Zeit totgeschlagen werden musste, forderte Burgmüller aus reiner Langeweile einen Beweis meiner virtuoson Fertigkeiten. In einem Anfall von Größenwahnsinn spielte ich das *Kontrabass-Konzert* von Antonio Capuzzi, auf dem Klavier begleitet von Uwe, meinem Komponisten-, Cello-, Schallplatten- und Klavierfreund. Es wurde ein folgenreicheres Fiasko und überhaupt nicht putzig. Ich hatte mir eine Solokadenz ausgedacht, die im Wesentlichen aus einer F-Dur-Tonleiter bestand, die ich aber leider kein bisschen beherrschte, so dass Klänge aufstiegen wie von einem Fuchschwanz in steinhartem Winterholz. Burgmüller starrte auf die Tasten seines Flügels, meine Mitschüler kicherten, und für mich war es der Moment, in dem ich den Traum vom Kontrabassstudium begrub. Ich war nicht einmal in der Lage, eine saubere F-Dur-Tonleiter zu spielen. Nur Uwe ließ sich nichts anmerken. Mit geduldigem Einfühlungsvermögen tupfte er seine Klavierakkorde zwischen mein abartiges Gestümper.

Dieter Burgmüller übergang auch diese Blamage mit Schweigen. Einen Geiger oder Trompeter hätte er für eine solche Leistung hochkant aus dem Orchester geworfen. Mich aber brauchte er so dringend wie seine Kaffeemaschine.



Der Kontrabass erwies sich auch in anderer, instrumentenpsychologischer Hinsicht als Glücksgriff. Ich hatte, ohne es zu ahnen, ein Instrument erwischt, das weltweit sogar von

Klassik-Hassern akzeptiert wird, weil es in Jazz-Combos mitspielt und die Vorstufe zum E-Bass darstellt. Ja, der Kontrabass ist eines der wenigen Instrumente aus der Schnittmenge zwischen ernster und unterhaltender, E- und U-Musik. Trompete, Posaune und Klarinette gehören natürlich ebenfalls dazu, genießen sogar höhere Prominenz, gelten aber, wenn man es falsch anpackt, als präventios und egoman. Einen Bassisten hingegen klagt niemand der Angeberei an. In einer Band oder einem Orchester hört man den Bass ja ohnehin nur, wenn man genau hinguckt. Und sein ungestalter Leib weckt Mitleid wie ein gestrandeter Wal.

Wenn ich das riesige Instrument über den Schulhof schlepte, war mir wohlwollendes Gelächter meiner Mitschüler sicher. Ich bemerkte das und plackte mich umso ostentativer mit dem schweren Ding, setzte es ab, schulterte es dann wieder umständlich, so dass es hoch aufgrate wie eine Panzerfaust. Versuche herbeieilender Scherzbolde, das Monstrum mit vereinten Kräften durch die Schulpforte neben der Speer-Athene zu bugsieren, wehrte ich entschieden ab. »Man muss wissen, wo man anfasst, sonst sind mal eben dreitausend Mark futsch.«

Bei der nächsten Schulprojektwoche wählte ich aus einer Experimentierlaune heraus das Projekt »Jazz« und fand mich unter der musikalischen Avantgarde der Schule wieder, sechs oder sieben Abiturienten, die E-Gitarre spielten und über Dieter Burgmüller, das Schulorchester und den Schulchor nur müde lächelten. Eigentlich hatten sie für die Projektwoche ein »Rock-Projekt« angemeldet, waren aber, da man Rock mit »laut« assoziierte, am Widerstand der Schulleitung gescheitert. Nun gut, dann nannten sie es halt »Jazz«, Hauptsache, sie konnten ihre gigantischen Verstärker in die Schule karren.

Ihr Frontmann hieß Ludger, war Schulsprecher und Frauenschwarm und sah mit seiner Adlernase und seiner Frisur wirklich markant aus. Solch schnurgerade geschnittenen schwarzen Ponys habe ich erst Jahre später bei den Oasis/Gallagher-Brüdern wiedergesehen. Dazu trug er eine enge gelb-schwarze Leopardenhose, ein schwarz-weiß geringeltes Muskelshirt und ein knappes Jäckchen aus Schaffell. Natürlich spielte Ludger hauptsächlich E-Gitarre, beherrschte allerdings auch meisterlich die klassische Querflöte. An leisen Stellen setzte er die Gitarre plötzlich ab, zog aus dem Schenkeltäschchen seiner Leopardenhose die Querflöte und blies ein Solo, so dicht-verzückt am Mikrofon, dass die Flöte wie eine Verlängerung des Stativs wirkte. Heute habe ich ihn im Verdacht, dass er im heimischen Stübchen ein Liebhaber barocker Flötensonaten war.

Fünf Tage lang studierte ich nun mit den coolsten Typen der Schule einige Jazz-Standards samt den dazugehörigen Soli ein. Wir übten auch nachmittags, da die Messlatte hoch lag: Extra für uns war – eine Versöhnungsgeste des Direktors – ein »Projektwochen-Konzert« ermöglicht worden, und zwar im prestigeträchtigen Roten Saal der benachbarten Stadthalle. Unsere Proben wurden ständig von hübschen Schülerinnen unterbrochen, die sich hereinstahlen, um Ludger nur mal kurz zu fragen, wann das Konzert beginne und wie viel denn die Karten kosten sollten.

Auch ich, der jüngste Teilnehmer des »Jazzprojekts«, bekam Besuch. Mit der schüchternen Frage, ob er seinen Schützling begutachten dürfe, huschte Musiklehrer Dieter Burgmüller in den Raum. Ludger und seine E-Gitarren-Freunde begrüßten ihn jubelnd und drückten ihm theatralisch ihren Dank dafür aus, dass er ihnen in mir einen kostenlosen Bassisten herangezüchtet hatte, den sie sonst

für teures Geld von einer anderen Schule hätten ausleihen müssen.

Als kleines Dankeschön bot Ludger dem klassischen Musikus Burgmüller an, bei einem unserer »Standards« als Pianist mitzuwirken. Das war ein herzerwärmender Anblick: Burgmüller, wie er geduldig am aufgeklappten Flügel darauf wartete, von Ludger den Einsatz für sein Solo zu bekommen. Er schlug sich aber sehr wacker, schichtete für meine Greenhorn-Ohren höchst professionelle, offene Jazzakkorde übereinander und lockerte sie mit klassischen Mozartläufen geschmeidig auf – eine frühe Form von veröhnlichem Crossover.

Fachwörter wie »Crossover« kannte ich natürlich noch nicht. Und das permanent benutzte Wort »Standard« jagte mir Angst ein. Ich begriff, dass man mit diesem Wort all diejenigen Musiktitel bezeichnete, die ein gebildeter Mensch des 20. Jahrhunderts kennen musste, eine Art musikalisches Allgemeinwissen. Da ich jedoch keinen einzigen der Titel je gehört hatte, weder »As time goes by« noch »Nights in white satin«, fühlte ich mich grauenvoll ungebildet. Es regte sich der alte Grundschulkomplex gegenüber der englischen Sprache.

Ein Genie wie Ludger hatte solche Basics natürlich bereits mit dem Kondenswasser des ersten Blockflötenunterrichts aufgesogen und spätestens im Alter von vierzehneinhalb Jahren sämtliche »Standards« auswendig gekonnt – natürlich mit den englischen »Lyrics«.



Der Termin des Projektwochen-Konzerts näherte sich. Die letzten Proben reichten bis in die Nachtstunden. Wir bliesen, schrammelten und rührten, was die abstrus großen Ver-

stärker hergaben. Manchmal hatte ich Probleme mit den ungewohnten Jazzrhythmen, doch brummte mein Kontrabass im allgemeinen E-Gitarren-Gedröhne ohnehin so leise, dass nicht einmal gröbste Fehler auffielen. Ludger versprach mir deshalb, beim Abschlusskonzert ein zusätzliches Mikrophon genau am F-Loch meines Instruments anzubringen. Er garantierte mir, dass ich dergestalt der »Star in der Manege« sein würde.

Das bewahrheitete sich nicht. Der Star in der Manege war natürlich er selbst, unser Schul-Mick-Jagger. Ähnlich schrilles Mädchengeheul wie während jenes Konzerts im Roten Saal der Stadthalle habe ich erst viele Jahre später wieder bei meinem ersten Pearl-Jam-Konzert gehört. »Nights in white satin«, wo Ludger ein besonders langes Flötensolo blies, musste auf kreischenden Wunsch seiner unzähligen Groupies sogar wiederholt werden.

Auch mich riss die Atmosphäre derart mit, dass ich den Kontrabass immer wieder um seine eigene Achse wirbelte. Musiklehrer Dieter Burgmüller wartete aufgeregt vor der Bühne, dass sein »Standard« an die Reihe kam und sprang dann unter dem Jubel des Saals direkt auf das Podium, ohne Ludgers ausgestreckte Hand in Anspruch zu nehmen. Leicht nervös lieferte er ein furioses, ja subtiles Klaviersolo ab und erntete Beifallsstürme wie bei keinem Mozart-Requiem je zuvor.

Dankenswerterweise entsann er sich in diesem triumphalen Moment eines gewissen Bassisten, der ihm seinen Triumph auf feindlichem Boden erst ermöglicht hatte. Also stand er vom Pianohocker auf und trat ans Mikrophon: »Leute, jetzt beruhigt euch mal! Also, ich find's toll, was die Jungs hier in fünf Tagen auf die Beine gestellt haben. Aber guckt euch mal bitteschön den Kontrabassisten an! Der

spielt gerade mal seit einem halben Jahr und kann schon mit den Profis auftreten!« Es störte mich ein bisschen, dass Burgmüller mich als »Kontrabassist« und nicht als »Bassist« bezeichnete, aber als Ludger mir dazu mit der Querflöte auf die Schulter klopfte, steigerte sich der Applaus bis zur Hysterie. Ich nahm es als eine Art Ritterschlag, verbeugte mich knapp und drehte den Bass noch einmal um seine Achse.

Gewiss, für Dieter Burgmüller war ich nur ein Notnagel in dürftiger Zeit, aber mich beförderte der Kontrabass wie ein Geschwindfahrstuhl hinauf zu den Höhen elitärer Ensembles (diesen erfreulichen Aspekt meines Instruments vermisse ich übrigens in Patrick Süskinds berühmter Abrechnung mit dem Kontrabass). Ich darf meinen schulischen Musikunterricht deshalb alles in allem für grandios sinnvoll erklären. Ob außer mir noch andere Mitschüler eine so hymnische Ode auf Dieter Burgmüller anstimmen würden, geht mich alldieweil nichts an.